In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 91. Posen, den 20. April 1928. 2. Jahrg.

Die Jagd nach der Braut.

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

Von Alfred Schirokauer.

19. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Es ist immer peinvoll die Liebste schmähen zu hören. Geschieht dieses aber mit der eigenen süßen Silberglockenstimme der Vergötterten, dann ist es eine der ruchlos ausgeklügeltsten Foltern.

Unter ihr zuckte Bob, stumm und märtyrerhaft.

Doch Juana — es war zweifellos Juana — wehte mit einer königlichen Geste — ganz Dubarry — ihren Aerger beiseite.

„Wir wollen unsere kostbare Zeit nicht mit der albernen Kleinen dort vertrödeln,“ entschied sie. „Komm, wir wollen tanzen. Und dann soupieren wir zusammen. Denn dir allein gehört diese Nacht.“

Wenn eine junge Dame auf einem Balle einem jungen Herrn, dem sie die Einladung zu diesem Balle heimlich zugesteckt hat, solche Verheißungen macht, kann er sie nicht gut stehen lassen und einer gescholtenen Rivalin nacheilen. Das geht nicht. Oder der Betreffende muß mehr rücksichtslose Ellenbogenkraft besitzen als Robert Brook. Er konnte sie nicht stehenlassen. Er reichte ihr den Arm, führte sie in die Arena und tanzte mit ihr den Blues.

Seine Gedanken aber tanzten nicht mit. Die saßen auf den Ruinen seiner Hoffnungen und weinten.

Die ganze Nacht wollte sie ihn haben! Und Ellinor? Die schon erbittert gewesen war über die bloße unvorsichtige Nennung des Namens Juana? Freilich hatte sie den Banditen. Aber eifersüchtig war sie dennoch gewesen, das hatte er deutlich gemerkt. Und wenn sie ihn jetzt mit dieser andern tanzen sah —!

Da — da — ganz dicht neben ihm tauchte sie plötzlich mit ihrem Kavalier auf und sah ihn an durch die Augenschlitze der Maske. Der Blick ging ihm durch und durch. Zorn und Verachtung funkelten darin und Spott und Vernichtung.

Doch da gerade sprach Juana — sprach laut genug, daß Ellinor es hören mußte.

„Gleich als du heute abend in meine Garderobe kamst, wußte ich, daß ich dich liebe.“

Täuschte Bobby sich? Oder hatte Ellinor klagend aufgestöhnt? Jedenfalls verdeckte sie geschickt ihre Unbeherrschtheit. Sie tat, als habe ihr Tänzer sie getreten. Sie brach ärgerlich und unter Vorwürfen den Tanz kurz ab.

In Robert Brook schmetterten fünfhundert Fanfaren einen orkanhaften Tusch des Triumphes. Sie liebte ihn! Sie war eifersüchtig! Sie setzte ihren Tänzer ab. Diesen Banditenhäuptling! Bravo — bravo!

Er wurde stürmisch. Er tanzte mit Schwung. Frech sagte er: „Du ahnst nicht, welche Freude du mir mit dieser Einladungskarte bereitet hast.“

„Hast du mich auch lieb?“

„Mächtig,“ rief er übermütig.

„Und deine Braut?“

„Ach — die!“

„Warum hast du dich dann gestern abend mit ihr verlobt?“

„Weil ich verrückt war.“

„Du bist wonnig.“ Sie preßte sich verzückt an ihn. Da fragte er unvermittelt: „Wie kommst du eigentlich hierher? Hier sind doch lauter Verbrecher.“

Doch seelenruhig antwortete sie: „Ich hatte früher einmal — es ist vorbei, du brauchst nicht eifersüchtig zu sein, carissimo — ich hatte ein Verhältnis mit einem internationalen Hochstapler. Natürlich wußte ich es damals nicht. Der hat mir die Karten geschenkt.“

„Ach — so!“

„Ja. Aber woher weißt du es?“

„So was sehe ich auf den ersten Blick,“ erwiderte er und trottete weiter wie ein Kamel.

XXI.

Als der Tanz beendet war, bestimmte Juana wieder: „Jetzt soupieren wir. Such' inzwischen einen hübschen Tisch aus. Ich muß nur rasch meine Perücke richten. Sie drückt mich.“

Er wurde noch mit einem versprechenden Händedruck begnadet, dann ging sie flugs den inneren Räumen des Saales zu.

Kaum hatte sie, nicht ohne Mühe, ihren schaukelnden Reifrock durch eine schwingende Flügeltür gequetscht, da benutzte Robert die kurze wiedergegebene Freiheit zu hochverräterischen Unternehmungen. Ohne jedes Gefühl der Felonie suchte er mit hastigen Augen in dem Strome, der sich von der Tanzarena zu den Tischen ergoß, die zweite Dubarry.

Er fand sie. Die hochgetürmte weiße Frisur war geradezu ein Merkzeichen über den Wellen der braunen, blonden und schwarzen Köpfe. Drüben, auf der anderen Seite des Saales, verabschiedete sie sich von den Banditen und verließ durch eine der Flügeltüren — auch nicht ohne Gefährdung ihres Gewandes — den Saal.

Da ward Bob zum Berserker. Mit Schultern und Armen warf er sich in die Flut, bahnte er sich den Weg. Fluchen und Drohung zeichneten seinen Kurs. Doch er kam hindurch. Er erreichte drüben die Tür. Er gelangte auf einen breiten, belebten Gang. Auch hier brandete und strudelte es, vom Saal hinaus, zum Saal herein.

Zuerst sah er nicht den hohen, weißen Detektor. Keine Spur von ihm. Verzagt eilte er den Gang hinab. Da trat die Dubarry dicht neben ihm aus einer Tür mit der Aufschrift: Damengarderobe.

Einen Augenblick schwankte er. War das Dubarry-Ellinor oder Dubarry-Juana? Freilich hatte die Sängerin ihn auf der anderen Seite des Saales verlassen. Doch sie hatte hinlänglich Zeit gehabt, inzwischen hier ihre Frisur zu ordnen.

Er schwebte nicht lange im Ungewissen.

„Na, hat sie dich versetzt, deine Juana?“

Da war er im Bilde. Er trat dicht an sie heran flüsterte: „Ellinor, ich muß dich sprechen.“

„Ach, auf einmal! Und vorhin starbst du von Sehnsucht nach der Juana. So eine Unverschämtheit von dieser Person, mir mein Kostüm zu stehlen!“

„Ihre Schneiderin — deine Schneiderin —"

„Ja — verteidige du sie nur noch! Natürlich. Das ist Diebstahl, glatter Diebstahl."

Wohl schoß es Bob durchs Hirn, daß jemand, der lebendige Menschen aus ihren Betten raubte, nicht berufen war, sich über eine vermeintliche Schnittmusterentwendung allzu sehr zu entrüsten. Doch er gab diesem aufrührerischen Gedanken keine Worte. Er suchte zu besänftigen. „Das ist ja nun gleichgültig, Ellinor —"

„Was ist das? Das ist dir gleichgültig, daß sie mich hier zum Affen macht! Du bist ja schön in sie verliebt! Das soll gleichgültig sein, wenn ich auf dem Maskenball, auf den ich mich so gefreut habe, als das Ebenbild dieser — dieser —"

„Sie ist Sängerin in der Alhambra."

„Du bist ja vortrefflich informiert! Richtig, du warst ja in ihrer Garderobe!"

„Nur, weil ich glaubte, sie wäre du."

„So? Ich! Ich eine Bänkelsängerin? Ich! Und als deren Ebenbild muß ich nun hier herumlaufen. Ich!"

Wieder drängte sich Bob ein unbotmäßiger Gedanke auf. Es schien ihm, daß eine Dame, die von Entführung und Erpressung lebte, gesellschaftlich nicht allzu hoch über einer recht bedeutenden Künstlerin des bunten Brettls stehe. Doch auch diesem Einfall verlieh er keine Worte.

„Es ist die Schuld deiner Schneiderin," wandte er ein. „Doch —"

„Meiner Schneiderin?! Hat sie dir das aufgebunden? Das sieht dieser Sirene ähnlich. Sie scheint dich ja weidlich mit ihrem Sing-Sang betört zu haben. Meiner Schneiderin! Großartig! Sie hat bei meiner Schneiderin das fertige Kostüm gesehen, hat es heimlich abgezeichnet und sich bei ihrer Schneiderin — ihrer — bitte — ihrer! — mein Kleid nachmachen lassen. So ist es. Und das nennst du moralisch, wie? Das scheint dir gesetzlich zulässig? Mir kannst du lange Predigten halten. Aber ihren Lebenswandel findest du herrlich und vorbildlich. Natürlich. Und dabei — sie in diesem Kostüm! Sie glaubt wohl, Ludwig der Fünfzehnte ist blind oder geistesschwach gewesen! Denn wie er sonst auf den Gedanken hätte verfallen sollen, diese Person — ausgerechnet diese Person — zu seiner Maitresse en titre zu wählen, ist nicht recht erfindlich."

Bob hatte keine Möglichkeit erspäht, ihren erbitterten Redestrom zu dämmen. Als sie jetzt erschöpft innehielt, benutzte er die Atempause zu der Bemerkung: „Ellinor, das sind doch Lappalien. Wir —"

„Lap —?!"

„Lappalien. Wir haben heute abend Wichtigeres miteinander zu besprechen."

„So?" fragte sie sanfter.

„Ja, Ellinor. Ich war außer mir, als ich heimkam und du entflohen warst."

„Glaubst du, die Gesellschaft des alten Brummbären war besonders amüsant?"

„Ich fürchtete, dich auf immer verloren zu haben."

„Und darum hast du dich rasch anderweitig eingedeckt."

„Ellinor! Ich war fassungslos über deine Flucht Wenn ich dich verlieren würde —"

„Wäre dir das so schmerzlich?" fragte sie kokett. Er sah es durch die bergende Maske hindurch.

„Sehr," gestand er leise.

„Und deine Braut? Und diese Sängerin?! Ach, geh', du bist ein gewohnheitsmäßiger Frauenverführer."

Sie schritten in dem Gang, der sich langsam leerte, auf und nieder.

„Ich weiß," nickte er, „der Schein ist gegen mich. Aber —" da ging der Bandit an ihnen vorbei und fixierte Robert dreist und drohend.

„Wer ist das?" fragte er in einer ungestümen Wallung der Eifersucht.

„Ein Bekannter."

„Das ist nicht wahr. Er gehört zu deiner Bande."

„Vielleicht."

„Du liebst ihn!"

„Sei nicht so indiskret."

„Ha, ich weiß alles. Seinetwegen bist du von zu Hause fortgelaufen."

„Kann sein."

„Seinetwegen beharrst du in diesem entsetzlichen Verbrecherdunstkreis."

„Dir bleibt auch nichts verborgen."

„Ellinor, ich flehe dich an! Spotte nicht! Leg' diesen Hohn ab, der mich wahnsinnig macht. Du mußt zur Vernunft kommen. Du mußt heraus aus diesem Sumpfe. Siehst du denn nicht, daß du darin zu Grunde gehst?! Daß du nur durch ein Wunder bisher dem Zuchthause entronnen bist?"

„Unsere Gerissenheit ist unser Wunder."

„Kann sein. Aber einmal — sei doch vernünftig. Löse dich von diesem Menschen. Ich will dir helfen. Ich will dich unterstützen. Ich will —"

„Und deine Braut?"

„Was hat das mit meiner Braut zu schaffen? Ich werde doch wohl auch als verlobter Mann einen Menschen vor dem sicheren Verderben retten können."

„Bräute haben bisweilen über solche selbstlosen Taten ihre eigenen Anschauungen."

„Meine Braut sicher nicht! Sie ist ein verständiges Mädchen. Und wenn nicht —"

Da kam der Bandit den Korridor zurück, gerade auf die Wandelnden zu.

„Geh jetzt," flüsterte sie, „wir müssen vorsichtig sein. Wenn John Verdacht schöpft — da unten am Ende des Ganges — blick' nicht hin —! ist ein Garten — triff mich dort in zehn Minuten."

Sie grüßte harmlos nickend und gesellte sich zu John. Beide wandten sich dem Saale zu. Doch ehe er in der Tür verschwand, warf der große Bursche einen Blick durch die Augenlöcher seines Visiers auf Robert Brook, der ihm nichts Gutes verkündete.

Doch Liebe gibt Mut. Bob war bereit, es mit diesem ganzen Saale voller Halunken aufzunehmen. Zu Ellinors Rettung war ihm kein Wagnis zu kühn. Was konnte er dabei mehr verlieren als sein Leben! Dieses Opfer war ihm Ellinors Befreiung aus den Fesseln ihrer Schmach wert.

Mit zur Schau getragener Langeweile schlenderte er den Gang hinunter, der Gartenpforte zu. Da fiel ihm Juana ein. Juana! Was scherte ihn Juana, wenn es um Ellinors Erlösung ging! Mochte sie vor Aerger platzen! Mochte sie sich einen anderen Ritter suchen! Er hatte wichtigere Pflichten. Er hatte sehr wohl durch allen Spott und Hohn Ellinors herausgehört, daß seine Worte nicht spurlos an ihr abglitten, daß sie bewegt war, daß sie weich wurde. Schon daß sie ihm das Stelldichein im Garten gewährte, bezeugte ihre beginnende Wandlung.

Im Grunde sah Bob vor sich keinen klaren Weg aus dem Gestrüpp. Sein Wort schien ihm nicht mehr ganz so unantastbar wie vor vierundzwanzig Stunden. Doch die Vernunft in ihm war durch die Ereignisse dieses Tages noch nicht völlig verschüttet. Er wußte, Ellinor retten, bedeutete nicht geringe Ausgaben. Ihr den Erwerb, diesen grausigen Erwerb nehmen, hieß, ihr eine andere Lebensmöglichkeit geben. Frauen, alle Frauen, kosten Geld. Das wußte er. Und nun gar erst gerettete Frauen.

Er war in den Garten getreten. Mild brannten an einem violetten Frühlingshimmel die Sterne. Es duftete nach Flieder. Gedämpft klang aus dem Saale die Musik. Er durchmaß die kleine, grüne Anlage, die hinten eine hohe Steinmauer abschloß.

Wenn er von der Verlobung zurücktrat, verlor er ganz natürlich die Million. Denn dann war Ronald seines Versprechens ledig. Dann konnte er ehrenhalber das Geld ihres Vaters nicht mehr annehmen. Dann

war er also bankrott. Hatte kaum für sich zu leben. Wie sollte er dann Ellinor über Wasser halten? Ueber Wasser halten! Sie war — das hatte ihm dieser Tag gezeigt — an ein Leben des Luxus gewöhnt. Nein, die Verlobung konnte er nicht aufgeben. Opfern mußte er seine Liebe zu Ellinor und ihrer Errettung aus den Krallen der Schuld. Er mußte sie fortschaffen aus Neuyork — weit weg — vielleicht nach Europa — das mußte er — und wenn es noch so unerträglich war — er mußte —

Da schob der Reifrock sich durch die erleuchtete Tür.

Er eilte auf das Mädchen zu, zog es in das grüne Dunkel des Gartens. Und plötzlich lag es an seiner Brust.

„Endlich — endlich," stammelte sie und klammerte sich an seinen Körper.

Da vergaß er alles, Verlobung, Vernunft, die Million, alles. Er fühlte nur sie, nur seine Liebe, nur seine Leidenschaft.

„Du — du —," flüsterte er an ihrem duftenden Nacken.

„Liebst du mich — wirklich nur mich?"

Es war ein klangloses Atmen an seiner Brust.

„Nur dich — nur dich!"

„Und immer — immer wirst du mich lieben?"

„Immer — immer!"

„Hast du alle Bedenken überwunden —? Du hattest Bedenken — ich weiß —"

„Alle."

Da bog sie sich von ihm zurück, rief hingegeben: „Küsse mich!" riß die Maske vom Gesicht und umschlang ihn ekstatisch.

Es war gut, daß sie ihm mit ihren Lippen den Mund verschloß und den Schrei seines Entsetzens erstickte.

Er hielt Florence Ronald in seinen Armen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bühnen-Kind.

Von Jerome K. Jerome.

(Einzigberechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Hermynia zur Mühlen.)

Das Bühnen-Kind ist lieb und still und drückt sich gewählt aus. Wir haben bei verheirateten Bekannten bisweilen Kinder getroffen; meist wurden sie aus einem entfernt gelegenen Zimmer des Hauses geholt — um uns Freude zu machen, und fast immer waren sie schmutzig und klebrig. Mit besonderer Vorliebe wischten sie ihre kotigen Stiefel an unserer neuen Hose ab; ihr Haar erweckte den Eindruck, als hätten sie eben in einem Mülleimer Kopf gestanden. Sie sprachen auch mit uns, aber sie drückten sich nicht gewählt aus; im Gegenteil, sie waren eher grob.

Das Bühnen-Kind ist ganz anders, ist sauber und nett. Man kann es überall anrühren. Sein Gesicht glänzt von Seife und Wasser. Seine Hände verraten, daß es nie Sandkuchen gebacken und mit Teer gespielt hat. Die Glätte seines Haares wirkt fast erschreckend. Sogar seine Schnürsenkel sind ordentlich gebunden. Wir sahen nur ein einziges Mal außerhalb der Bühne ein Geschöpf, das dem Bühnen-Kind ähnelt: es stand in einem Schneiderladen auf einem runden Stück Holz, und der Anzug kostete fünfzehn Schillinge und neun Pence.

Das Bühnenkind liebt seine Eltern und die Kinderfrau, es empfindet Ehrfurcht vor jenen, die die Vorsehung über es gesetzt haben; insofern ist es dem echten Artikel vorzuziehen. Es redet von den Eltern per „lieber, lieber Papa" und „liebe, liebe Mama" und nennt die Kinderfrau „teuerste Kindsi". Wir sind selbst mit einem richtigen Kind verwandt, einem Neffen. Der nennt den Vater, wenn er nicht anwesend ist: „der Alte" und die Kinderfrau „das alte Biest". Weshalb sagen nicht auch wirkliche Kinder „lieber, lieber Papa" und „liebe, liebe Mama"?

Das Bühnenkind ist dem wirklichen Kind in jeder Beziehung weit überlegen. Es rast nicht brüllend durchs Haus, bis keiner mehr weiß, ob er auf dem Kopf oder auf den Füßen steht. Es kriecht nicht um fünf Uhr morgens aus dem Bett, um auf einer Zehn-Pence-Flöte zu üben. Es will nie ein Fahrrad haben und quält einen damit nicht zu Tode. Es stellt nicht in der Minute zwanzig komplizierte Fragen über Dinge, von denen man keine Ahnung hat und erkundigt sich dann nicht, weshalb man denn überhaupt nichts wisse und ob man als kleiner Junge gar nichts gelernt habe.

Das Bühnenkind zerreißt nie seinen Hosensitz und braucht an jener Stelle keinen Flicken. Es geht auch die Treppe auf den Füßen herunter. Es bringt nicht sechs andere Kinder zum Spielen heim und fordert nicht, daß sie zum Tee bleiben dürfen. Es erkrankt nicht an Keuchhusten oder Masern, oder jeder anderen Krankheit, die es erwischen kann, und stellt nicht dadurch das ganze Haus auf den Kopf.

Die Aufgabe des Bühnenkindes besteht meist darin, die Mutter mit taktlosen Fragen über den Vater zu quälen. Vor einem Zimmer voller Gäste erkundigt es sich, wo denn der „liebe Papa" sei, und weshalb er die „liebe Mama" verlassen hat. Dabei wissen alle Gäste nur allzu gut, daß der arme Mann zwei Jahre im Zuchthaus abzusitzen hat oder demnächst gehenkt werden soll. Selbstverständlich fühlen sich alle unbehaglich. Das Bühnenkind quält immer jemanden. Man dürfte es nicht frei herumlaufen lassen. Hat es aufgehört, die Mutter zu peinigen, so wendet es sich an ein armes Mädchen, das an gebrochenem Herzen leidet, fragt mit schriller Stimme, weshalb es nicht heiratet, plaudert von Liebe und häuslichem Glück und jungen Männern, bis das arme Mädchen den Verstand verliert . . Dann gerät das Bühnenkind völlig außer Rand und Band, fragt ehrbare alte Jungfern, ob sie gerne ein Kind hätten, erkundigt sich bei kahlköpfigen alten Herren, weshalb sie keine Haare mehr tragen und bei Rotnasigen, warum ihre Nasen rot sind und ob sie immer so waren.

Es gibt Fälle, in denen es besser wäre, nichts von der Herkunft des Bühnenkindes zu wissen, in derartigen Fällen aber fragt die Range bestimmt während eines großen Diners, wer ihr Vater war. Alle Menschen auf der Bühne lieben das Bühnenkind. Die Frauen pressen es ans Herz und vergießen alle paar Minuten reihum Tränen darüber. Niemandem scheint es auf die Nerven zu gehen. Niemand befiehlt ihm „Halts Maul!", „Schau, daß du weiterkommst!". Niemand gibt ihm eine Maulschelle. Geht das wirkliche Kind ins Theater und bemerkt all das, so muß es wünschen, ebenfalls ein Bühnenkind zu sein.

Das Publikum liebt das Bühnenkind; es weint über sein Pathos und wird von seinen Deklamationen erschüttert. [illegible] das Bühnenkind, in der Mitte der Bühne stehend, erklärt, es werde den Bösewicht töten und auch die Polizei und alle, die der Mutter etwas tun, so wird das Publikum erregt, wie durch einen Trompetenstoß. Und die komischen Stellen werden von ihm als der Triumph der Komik betrachtet. Doch gibt es auch merkwürdige Menschen, die das Bühnenkind nicht zu schätzen wissen, seine erhabene rührende Schönheit nicht begreifen. Wir dürfen ihnen nicht zürnen, sollten sie lieber bedauern. Wir hatten selbst einen Freund, der unter diesem Unglück litt. Er war verheiratet; die Versehung hatte es gut mit ihm gemeint und ihm elf schöne gesunde Kinder geschenkt. Das „Baby" war elf Wochen alt, die Zwillinge zählten fünfzehn Monate und bekamen eben Zähne. Die jüngste Tochter war drei, die fünf Jungen waren sieben, acht, neun, zehn und zwölf Jahre alt, brave Kinder, aber schließlich sind Jungens eben Jungens, und auch wir selbst waren einmal jung. Die beiden ältesten Mädchen waren liebe Geschöpfe, nur schade, daß sie immer miteinander stritten. Als wir eines abends unseren Freund aufsuchten, fanden wir ihn in einer äußerst bedrückten Stimmung. Es waren eben Ferien, und das Wetter war schlecht. Unser Freund hatte den ganzen Tag daheim verbracht, desgleichen die Kinder. Als wir das Zimmer betraten, erklärte er eben seiner Frau, er lasse sich, wenn die Ferien noch lange währten, und die Zwillinge noch lange Zähne bekämen, in den Stadtrat wählen, er halte den Lärm nicht mehr aus. Die Frau erwiderte, sie begreife nicht, vorüber er sich beklage, die Kinder seien doch so gutherzig. Unser Freund meinte, die Herzen der Kinder interessierten ihn nicht, ihre Arme, Beine und Lungen trieben ihn zum Wahnsinn. Er sagte auch, daß er mit uns fortgehen wolle, sonst verliere er den Verstand.

Wir schlugen ihm vor, das Theater zu besuchen und strebten dem Strand zu. Unterwegs erklärte unser Freund, welche Erleichterung es sei, von den Kindern fortzukommen. Er liebe Kinder, aber es sei ein Fehler, von einer Sache zu viel zu haben, und es genüge zweiundzwanzig Stunden am Tag mit den Kindern zu verbringen. Er wolle kein Kind mehr sehen, kein Kind mehr hören, bis er heimgehe, vergessen, daß es auf der Welt so etwas wie Kinder gibt. Wir betraten das Theater. Der Vorhang war bereits aufgegangen, auf der Bühne stand ein kleines Kind im Nachthemd und schrie nach seiner Mutter. Unser Freund starrte es an, sagte ein einziges Wort und floh. Wir folgten ihm.

Wir gingen weiter und betraten ein zweites Theater. Hier standen auf der Bühne zwei Kinder. Einige Erwachsene umringten sie und lauschten voller Ehrfurcht ihren Worten. Die Kinder schienen einen Vortrag zu halten. Wir flohen fluchend und erreichten ein drittes Theater. Hier gab es nur Kinder. Eine Kindertruppe trat auf. Unser Freund erklärte, er wage sich in kein Theater mehr, es gebe doch Orte, die man Kabarett nennt, dorthin sollten wir gehen, doch wäre es nicht nötig, es seiner Frau zu erzählen. Wir erkundigten uns bei einem Polizisten, entdeckten, daß es tatsächlich solche Lokale gab und begaben uns hin.

Als erstes sahen wir zwei kleine Knaben, die an einem Reck turnten. Unser Freund wollte von neuem fluchen und fliehen, doch hielten wir ihn zurück, versprachen, er würde, wenn er nur ein wenig wartet, bestimmt auch Erwachsene auf der Bühne sehen. Nach den Knaben kam deren kleine Schwester auf einem Fahrrad. Die nächste Nummer aber war ein Wunderkind, das in vierzehn verschiedenen Kostümen auftrat und sang. Wir flohen.

Unser Freund meinte, er könne in dieser Verfassung unmöglich heimgehen, würde sonst die Zwillinge totschlagen. Wir überlegten, schlugen ihm dann vor, etwas Musik anzuhören. Er war einverstanden: die Musik würde ihn beruhigen, ihm edlere Gefühle einflößen. Wir befanden uns in der Nähe der St. James-Hall und traten ein. Der Saal war überfüllt, es fiel uns schwer, zu unseren Sitzen zu gelangen. Als wir endlich saßen und nach dem Orchester blickten, sahen wir — das [illegible]jährige Wunderkind, das Klavier spielte.

Unser Freund erhob sich und sagte, er wollte heimgehen. Wir schlugen vor, es noch mit einem anderen Vergnügungslokal zu versuchen. Er aber meinte, es sei eigentlich eine Verschwendung für einen Vater von elf Kindern, heutzutage Vergnügungslokale zu besuchen und strebte traurig heim.

Girardi-Anekdoten.

Zum 10. Todestage des Wiener Komikers; gestorben am 20. April 1918.

Von Heinz Berger.

(Nachdruck verboten.)

Alexander Girardi, der seiner Generation und wohl auch der Nachwelt als der Wiener Komiker galt und gelten wird, als der ganz spezifisch wienerische Menschendarsteller, war einmal bei Katharina Schratt zum Kaffee eingeladen, als dort ganz unerwartet Kaiser Franz Joseph erschien. Girardi genierte sich nun ganz offensichtlich, so daß der Monarch ihn aufmunternd fragte, warum er denn gar so still sei? — „Ja, mein' Majestät", antwortete Girardi, „trinken Sie erscht amal Kaffee mit an'n Kaiser!"

*

Als Girardi zum ersten Male in Berlin gastierte, besuchte er Albert Bassermann, der damals schon Besitzer des berühmten Iffland-Ringes war. Iffland hat die Bestimmung getroffen, daß der Ring von seinem Inhaber immer dem Schauspieler vererbt werden müsse, den er für den bedeutendsten Künstler und würdigsten Menschen halte. Auf diese Bestimmung spielte Girardi an, als er sich bei Bassermann mit den Worten einführte: „Nur kei Angst net, Herr von Bassermann — i komm net erbschleichen!"

*

Kurz nach Girardis Tode entstand folgender liebenswürdige Garderobenscherz, dessen Zielscheibe Girardis leidenschaftliche Liebe zum Tarockspielen war. — Girardi kommt in den Himmel, entdeckt mit Kennerblick zwei Kollegen von der Wiener Burg, deren Tarockkönnen er schon zu Lebzeiten hat erproben können, und hält nun Ausschau nach dem vierten Manne. Da kommt ein offenbar sehr vornehmer Herr des Weges, distinguierten Aussehens, elegant gekleidet. Girardi eilt auf ihn zu: „Nix für ungut! Gestatten's schon, daß i mi vorstell': i bin der Girardi aus Wien." — Der Fremde ist sehr verbindlich: „Sehr erfreut. Ludwig der Vierzehnte." — Da schüttelt Girardi betrübt das Haupt: „Schad', kann ma nix mach'n! Mir braucheten nur an'n Vierten."

*

Pünktlichkeit war nicht gerade Girardis Stärke. Vor allem zu den Proben kam er regelmäßig zu spät. Eine Stunde Differenz war nichts Seltenes. Als er wieder einmal volle 60 Minuten hatte warten lassen, meinte der Kapellmeister, mit dem Girardi sich nie recht vertragen konnte: „I wär' an deiner Stell' heut' amal gar net kommen." — Darauf repliziert Girardi: „Ja freili, so hätteft du's g'macht. I aber, i bin a pflichttreues Mitglied! I komm'!"

*

Es gab auch einmal eine Zeit, in der Girardi nicht jeder Bühnensituation gewachsen war, in der der Grazer noch der Girardi vom Theater an der Wien war. Es gab eine Zeit, da spielte Girardi im Stadttheater zu Krems heute im Klassiker, am nächsten Tage in der Posse, und am dritten Tage in der Spieloper. Einmal hatte er einen Hauptmann zu spielen, zu dessen Garderobe herrliche hohe Stiefel gehörten, Stulpenstiefel, die beim Anschauen Girardi selbst imponierten, die aber nicht aus Leder waren, wie es schien, sondern aus schwarzer, glänzender Leinwand. Diese Imitationsstiefel wurden mit Nadeln unterhalb der Knie an den Hosen befestigt. Und eben marschiert Hauptmann Girardi dröhnend über die Bühne: da fängt einer der Stiefel an zu rutschen — und plötzlich sieht das Publikum das Leinen. Girardi weiß sich nicht zu helfen, wird unsicher im Text — und verläßt unter dem Hallo des Publikums fluchtartig die Bühne.

Fromme Soldaten.

(r) Amsterdam. Folgende reizende Anekdote erzählt ein holländisches Blatt:

Bei seiner Sonntagspredigt in der Bürgerkirche einer kleinen Garnisonstadt erblickt der Pfarrer einen Unteroffizier, der andächtig seinen Ausführungen auf der Kanzel lauscht. Erfreut über das augenscheinliche Bedürfnis dieser rauhen Kriegerseele, das Wort Gottes zu hören, fängt der Pfarrer den Soldaten nach dem Gottesdienst vor der Kirche ab, beglückwünscht ihn zu seiner Frömmigkeit und drückt ihm ein ansehnliches Geldstück in die Hand

Als er am nächsten Sonntag die Kanzel betrat, liefen ihm die Augen über. Die ganze Kirche war mit — uniformierten Zuhörern überfüllt. — — —

Gedenktage.

20. April.

Hermann Bang zum Gedächtnis. Am 20. April wäre Hermann Bang, der dänische Romancier und Essayist, 70 Jahre alt geworden, wenn ihn, den letzten Sproß eines alten Geschlechtes, nicht schon am 29. Januar 1912 auf einer Weltreise in Agden (Utah) der Tod ereilt hätte. Er war in Seeland geboren und versuchte sich, vielseitig begabt, zunächst als Schauspieler. Er spielte, erzählt Emil Ludwig, Ibsens Oswald in den „Gespenstern" so, daß seine Partner unter der Schminke erbleichten, ihm einen Stuhl hinschoben, weil sie fürchteten, er sänke um. Er war, was er spielte, und darum taugte er nicht zum Schauspieler. Als Schriftsteller erregte er durch seine sehr persönlichen Feuilletons schon in jungen Jahren Aufsehen. Zweiundzwanzig Jahre alt, schrieb er den Roman „Hoffnungslose Geschlechter", der erfüllt ist von der Schwermut, die sein ganzes Lebenswerk durchzieht und den Romanen und Novellen ihren eigenartigen Ton gibt. Immer steht er selbst, in gewandelter Gestalt, im Mittelpunkt dieser Dichtungen, von denen der Roman „Die Vaterlandslosen", sein letztes Werk, wohl seine größte Leistung darstellt. Uebrigens hat er, den alles zum Schauspiel zog, mehrfach Schauspielercharakteristiken veröffentlicht, und seine Novellen, die vom Leben der Komödianten und Akrobaten erzählen, gehören zu den schönsten Stücken seines reichen, unvergeßlichen Werkes.

21. April.

Hippolyte Taine. Frankreich kann den hundertsten Geburtstag eines seiner bedeutendsten, vielseitigsten Historiker feiern: am 21. April 1828 wurde Hippolyte Taine in Vouziers (Ardennen) geboren. Schon auf der Schule war dieser hervorragende Kopf seinen Kameraden weit überlegen, und nachdem er einige Jahre als Hilfslehrer tätig gewesen war, erregte er durch die Lösung einer Preisaufgabe der Akademie 1853 größeres Aufsehen. Drei Jahre später machte ihn seine Geschichte der französischen Philosophen im 19. Jahrhundert zum berühmten Mann. Werk auf Werk erschienen nun in rascher Folge, und Literatur und Kunst eroberte er sich ebenso wie die politische Geschichte. Seine kunstphilosophischen Essays, seine Theorie von der Abhängigkeit des Menschen von seinem Milieu hatten besonders starken Einfluß auf Deutschland, so wie andererseits Taine der Vermittler deutschen Geistes im Sinne Herders und Goethes für Frankreich wurde. Seine Werke sind das Ergebnis eines unendlichen Fleißes in der Sammlung von Material und einer hohen Kraft der Gestaltung und klugen Kombination. Er war der Führer des Realismus, und kein Schriftsteller in der Zeit etwa von 1860 bis 1870 entging seinem Einfluß. Die Niederlage Frankreichs von 1871 führte ihn dazu, der Entwicklung des politischen Lebens in Frankreich seit der Revolution nachzugehen: es entstand sein gewaltiges Werk „Origines de la France contemporaine" (1876—84), das auch, wie viele andere Werke Taines in deutscher Uebersetzung erschien. Taine starb am 5. März 1893 in Paris. Der Einfluß seines Denkens und seiner den Naturwissenschaften angenäherten Methoden ist noch lange spürbar gewesen und geblieben.

Aus aller Welt.

Die größte Flußinsel der Erde. Eine Flußinsel von einer Größe, wie sie auf der ganzen Welt nicht wieder vorkommt, findet sich auf dem Flusse Rio Grande, auch Araguaya genannt, in Brasilien. Die Insel wird dadurch gebildet, daß sich der Fluß etwa in seinem Mittellauf in zwei Arme, einen östlichen und einen westlichen, teilt, zwischen denen sich ein über 300 Kilometer langes und fast 130 Kilometer breites Festland bildet, das auf diese Weise zu einer Insel wurde. Trotz ihrer Größe ist die Insel Banana oder Sankt Anna, wie sie auch heißt, unbewohnt.

Eine Millionärin, die ihren Hausbesorger heiratet. Eine sensationelle Heirat wird in Neuyork viel besprochen. Die zweiundsiebzigjährige Millionärin Frau Pierpont Edwards, eine in der Neuyorker Gesellschaft sehr bekannte Erscheinung, hat ihren Hausbesorger, den zweiundvierzigjährigen John Burden, geheiratet. Frau Burden, die bereits Urgroßmutter ist, und ihr Gatte, erklären den Zeitungsberichterstattern, daß sie sich in ihrer jungen Ehe sehr glücklich fühlen.

Fröhliche Ecke.

Baby im Kino. Ein Mann war mit seiner Frau und seinem vier Monate alten Säugling in das Schmierentheater einer kleinen Stadt gegangen. Während des ganzen ersten Aktes der Vorstellung störte der Säugling durch sein Geschrei und wurde schließlich so lästig, daß der Direktor erschien und dem Mann erklärte, wenn es ihm nicht möglich sei, das Kind zu beruhigen, müsse er das Theater verlassen. Das Eintrittsgeld würde ihm dann an der Kasse zurückgegeben werden. Während des zweiten Aktes verhielt sich indessen der Säugling durchaus musterhaft. Im dritten Akt aber langweilte sich der Vater so sehr, daß er, eingedenk des Direktors, seiner Frau zuflüsterte: „Du, kneif' doch das Baby."

Der Pater und das Mädchen. Zu dem verstorbenen Pater Healey in Dublin kam ein junges Mädchen und beichtete, sie fürchte, die Sünde der Eitelkeit begangen zu haben. Auf die Frage, warum, sagte sie: „Jeden Morgen, wenn ich in den Spiegel blicke, denke ich, wie schön ich bin." — „Da brauchst du dich nicht zu ängstigen, mein Kind," sagte der Beichtvater tröstend. „Das ist keine Sünde, das ist nur ein Irrtum."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.